

HISTORISCHE MONATSBLÄTTER

für die Provinz Posen

Jahrgang V

Posen, Oktober 1904

Nr. 10

Wotschke Th., Ein Friedenskongress zu Posen S. 145. — Koerth A., Allerlei Volksglauben aus dem plattdeutschen Teile unserer Provinz S. 149. Literarische Mitteilungen S. 156. — Bekanntmachung S. 160.

Ein Friedenskongress zu Posen.

Von

Th. Wotschke.

Seitdem auf Mohacz blutiger Walstatt der jugendliche König Ludwig am 28. August 1526 den Heldentod gestorben, zerfleischten Krieg, Aufruhr und Verwüstung das unglückliche Ungarn. In heissen Kämpfen stritten der Wojwode von Siebenbürgen Johann Zapolya und Kaiser Karls V. Bruder Ferdinand von Österreich um die Stephanskrone, und um das Elend voll zu machen, überflutete der Türke Jahr für Jahr das arme Land mit seinen wilden Horden. Bis unter die Mauern Wiens pflanzte er 1529 den Halbmond auf. Die Gefahr, die der ganzen Christenheit durch den mächtigen Soliman drohte, bestimmte die Diplomaten den Versuch zu wagen, die unglücklichen Kämpfe in Ungarn beizulegen und Frieden zwischen den beiden Kronprätendenten zu stiften. Sigismund I. von Polen und Herzog Georg von Sachsen boten Anfang des Jahres 1530 ihre Vermittlung an und fanden bei Zapolya wie Ferdinand Entgegenkommen, beide erklärten sich bereit, Gesandte zu Friedensverhandlungen zu schicken. Als Ort derselben wurde nach anfänglichem Schwanken Posen bestimmt.

Etwa Mitte Oktober¹⁾ traten hier die Diplomaten zusammen. Der polnische König hatte zu Friedensvermittlern seinen Kanzler

¹⁾ Es ist unrichtig, wenn Fessler in seiner Geschichte Ungarns (Leipzig 1874) III S. 445 die Bevollmächtigten erst im November zusammenzutreten lässt. Am 21. Oktober schreibt der polnische Kanzler Schidlowitz

Christoph von Schidlowitz und die Bischöfe Johann Latalski von Posen und den bekannten Andreas Krzycki¹⁾ von Plock ernannt, ausserdem beteiligten sich an den Verhandlungen von polnischen Magnaten der Generalstarost von Grosspolen Lucas Górka und der Graf Johann von Tarnow. Georg der Bärtige hatte aus Dresden seinen Kanzler Simon Pistoris und den Meissener Bischof Johann von Schleinitz, Herzog Albrecht aus Königsberg seinen Geschäftsträger Felix von Alten geschickt. Die Bevollmächtigten König Ferdinands waren der Bischof von Breslau Jakob von Salza sowie die Räte Sigmund Dietrichstein, Albert Pernstein, Johann Pflug, Sigmund Heberstein und Beatus Widmann. Der Wojwode von Siebenbürgen liess sich vertreten durch seinen Kanzler Stephan Verböczy, den Erzbischof von Kalocza, Franz Frangepan, Franz Homannay und den Bischof von Vesprim Johann Laski, den späteren Reformator. Die Verhandlungen hatten schon begonnen, als am 21. Oktober noch dessen ältester Bruder Hieronymus Laski, einer der eifrigsten Parteigänger Zapolyas, in Posen eintraf.

Die Augen von ganz Europa waren auf Grosspolens Hauptstadt gerichtet²⁾. Neben dem Augsburger Reichstage hielt nichts in jenem Jahre die Gemüter so in Spannung als die Posener Verhandlungen, hing es doch von ihnen ab, ob Kaiser Karl V. freie Hand gegen die Evangelischen bekommen und seinen Reichstagsabschied vom 22. September würde aufrecht erhalten können! Deutlich empfand man es aller Orten im Reiche, dass hier über Deutschlands Geschick im nächsten Jahrzehnt entschieden würde.

Schroff machten beide Parteien ihre Forderungen geltend, und die Bemühungen der Vermittler vermochten nicht ein gegenseitiges Entgegenkommen zu erzielen. Besonders die Bevollmächtigten Zapolyas waren zu keinem wirklichen Verzicht bereit³⁾.

aus Posen an Herzog Albrecht „quoniam sumus adhuc in medio consultationum promoventes modis omnibus pacem apud utriusque regis oratores hic praesentes, ideo placuit retinere adhuc d. Foelicem, ut absoluto conventu possim per illum Vram Illmam Dnem de omnibus certiozem facere. Magno adiumento nobis sunt in hac causa pacis oratores illustrissimi ducis Georgii Misnensis, quorum unus est episcopus Misnensis, alter cancellarius ducalis doctor Simon Pistoris, sed partes maxime inter se differunt, uterque rex regnum vult obtinere. Magnificus d. Hieronymus a Lasco hodie huc veniet, quem sui collegae cum magno desiderio expectant.“

1) Krzycki, der bekanntlich 1536 den Gnesener erzbischöflichen Stuhl bestieg, war ein Kind unserer Provinz; 1483 war er im Fraustädter Kreise geboren.

2) Schidlowitz schreibt unter dem 23. Oktober aus Posen dem Herzoge: „ut totus orbis ita, ni fallor, Illma Dtio Vra erexit aures et aperuit oculos in hunc conventum Poznaniensem.“

3) „Hi“, berichtet Schidlowitz, „dicunt, quod si per decennium tractare hic debeamus, nunquam persuadere pote rimus, ut Joannes regno cedat.“

In Hinblick auf die machtvolle Unterstützung, die der Moslem ihrem Herrn gewährte, in Erwägung, dass nach dem Augsburger Reichstage Kaiser Karl seinem Bruder keine Unterstützung würde zu teil werden lassen können, meinten sie die grössten Opfer von dem Gegner ertragen zu können. Sie forderten also nichts Geringeres, als dass Ferdinand auf Ungarn verzichte und mit dem Rechte der Nachfolge, falls Zapolya ohne männliche Erben stürbe, sich begnüge. Ihr Anerbieten dagegen, zu Ferdinands Gunsten alle Ansprüche der ungarischen Krone auf Mähren und Schlesien aufgeben zu wollen, sagte nicht viel, da Zapolya in diesen Provinzen ohne jeden Anhang war. Der Nachdruck, mit dem besonders die Laski betonten, dass ein anderer Friede ihres Herrn mit Ferdinand schon mit Rücksicht auf den Türken nicht möglich wäre, da Soliman den Habsburger nimmer als König von Ungarn anerkennen würde¹⁾, bestimmte die polnischen Vermittler, im Ganzen dem Vorschlage zuzustimmen. Um ihn der Gegenpartei aber annehmbarer zu machen, fügten sie die Klausel hinzu, Ferdinand möge den Teil Ungarns, den er gegenwärtig besitze, so lange behalten, bis Johann eine grössere Geldsumme gezahlt habe. Ferdinand dachte aber nicht daran, Ungarn aufzugeben, eine so weitgehende Vollmacht hatten seine Gesandten auch nicht erhalten, und so war ein Friede nicht zu erzielen. Die polnischen Vermittler mussten zufrieden sein, beide Parteien wenigstens auf einen einjährigen Waffenstillstand einigen zu können. Um die Zustimmung ihrer Herren einzuholen und dieselbe dem König Sigismund in Petrikau zwecks Ratifizierung des Waffenstillstandes zu überreichen, verliessen nach dem 10. November die Gesandten Posens Mauern. König Ferdinands Räte hatten in den letzten Tagen mit dem Kanzler Schidlowitz noch über die Aussichten einer ehelichen Verbindung zwischen dem polnischen Thronfolger und Elisabeth von Österreich verhandelt²⁾.

1) Grosses Aufsehen machte im Verlauf der Verhandlungen ein Schreiben Solimans an den polnischen König, das Drohungen gegen Ferdinand wie das ganze Abendland enthielt. Eine Abschrift desselben legte Schidlowitz seinem Briefe vom 29. Oktober nach Königsberg bei.

2) Posen, den 11. November schreibt Schidlowitz: „Egimus hic duplex negotium, unum pacis et concordiae, alterum connubiorum inter serenissimum dominum Sigismundum Augustum et serenissimam filiam natu maiorem d. regis Ferdinandi. In superiori causa quantum laboris et diligentiae per me alioqui non integra valetudine existentem adhibitum est, id d. Felix Jll^{mae} Dni V^{rae} dicet, et post tot et tam magnos labores res alio deduci non potuit nisi ad inducias unius anni“. Wie der Kanzler ferner aus Petrikau unter dem 14. Dezember nach Königsberg berichtet, konnte der Waffenstillstand nicht ratifiziert werden, weil kein Abgeordneter Johanns mit dem versiegelten Vertragsbrief bei dem polnischen König erschien. Vergl. auch den Bericht des bayrischen

Es ist selbstverständlich, dass die vielen fremden Diplomaten mit ihrem Gefolge und ihren zahlreichen Dienern in den vier Wochen, da sie in Posen weilten, das städtische Leben beherrschten. Boten kamen und gingen an die verschiedensten Höfe, die Kaufherren benutzten die Gelegenheit mittelst der Gesandten neue Handelsverbindungen anzuknüpfen, neue Freiheiten und Gerechtsame sich zu erwirken. In dem Palaste des Bischofs, den Herbergen der polnischen Magnaten und fremden Gesandten folgte ein rauschendes Fest dem anderen. Auch im Schlosse des Generalstarosten herrschte fröhliches Treiben. Wohl hatte Gôrka in eben diesen Tagen, am Sonntag, den 15. Oktober seine Gattin durch den Tod verloren, aber mit einem glänzenden, prunkvollen Begräbnis, das die Fremden mit Staunen betrachteten und von dessen Pracht sie in der Heimat noch lange erzählten¹⁾, meinte er seiner Trauer genug getan zu haben. Als ihm seine Schwiegertochter gleich darauf ein Enkeltöchterchen schenkte, feierte er dessen Geburt und zugleich die Hochzeit seiner Tochter Katharina am Mittwoch, den 9. November in einem glänzenden Feste, zu dem sämtliche Diplomaten und die ersten Familien des grosspolnischen Adels geladen waren. Über die Trauer und Freude, die in jenen Tagen durch sein Haus gingen, berichtet er selbst unter dem 12. November seinem herzoglichen Gönner nach Königsberg: „Non dubito ad aures Ill^{mae} Vrae Cels^{nis} pervenisse, praesertim quomodo coniunx mea dominica die ante festum Lucae Evangelistae extremum vitae diem obiit. Nunc vero scire velit, quod et nurus mea me femina nepte, filium vero meum nata primogenita locupletavit, cuius diem natalem, filiae vero meae Catharinae nuptialem, quam domino Odrowasce matrimonio copulavi, die Mercurii praeterita tot clarissimorum virorum, quorum hic fuit conventio, invitatione celebravi unoque mense et carae coniugis funus extuli et neptis natalem eundemque nuptialem filiae diem egi“.

Sekretärs Michael Kresdorfer „des frids vnd anstands halben zu Possna beschlossen“ in den Quellen zur bayrischen und deutschen Geschichte. München 1857. Bd. IV. S. 105.

¹⁾ Durch die sächsischen Gesandten hat vermutlich Johann Cochläus davon gehört. Im Jahre 1534 widmete er dem Grafen das Schriftchen: „Confutatio abbreviata adversus Didymum Faventinum Philippi Melancthonis olim scripta nunc primum edita“ und in der Zueignung vom 14. August preist er des Grafen „singularis et eximia pietas, cuius praeclarum specimen ante annos quinque publice ostendisti in obitu tuae coniugis, in cuius funere adeo magnificam exhibuisti in sacerdotes et monachos aliosque pauperes eleemosynarum largitatem ac tam splendidum funebris pompae decorem, ut nihil possit dici vel magnificentius vel magis pium“.

Allerlei Volksglauben aus dem plattdeutschen Teile unserer Provinz.

Von

A. Koerth.

In meinem jetzigen Wirkungskreise, unserer Hopfengegend, sah ich hin und wieder nach Weihnachten die Obstbäume mit Strohseilen umbunden. Das erinnert mich dann stets an meine Jugendzeit auf einem Dorfe der plattdeutschen Gegend unserer Provinz bei Rogasen, wo ich dasselbe manchmal beobachten konnte. Freilich wurden da nicht alle Bäume „gebunden“, und dann geschah es auch nicht zu demselben Zweck, wie hier. Man erzählte mir hier nämlich, dass es ein alter Glaube sei (mancher nannte das freilich schon einen alten dummen Aberglauben), wenn die Obstbäume am Christabende, nach der Christpredigt, so gebunden würden, dann trügen sie in dem kommenden Sommer sehr reichlich Früchte. Manche nahmen dazu das Stroh, das die Ehre gehabt hat, der frisch gekochten Wurst bei dem Schlachtfest als Ruhelager gedient zu haben. Das soll dann ganz besonders gut wirken. Bei uns wusste man von diesem guten Mittel zur Beförderung des Fruchtreichtums nichts. Aber sonst schrieb man einem solchen Strohseil an dem Obstbaum doch auch eine merkwürdige Wunderkraft zu. Wenn nämlich jemand vom Fieber schlimm geplagt wurde, das im Plattdeutschen den es trefflich charakterisierenden Namen „Frost“ führt, dann musste es von einem andern „angebunden“ werden, und es verlies ihn. Zu diesem Zwecke band man genau bei Sonnenaufgang ein Strohseil um einen Baum und sprach dabei eine Beschwörungsformel, die lautete: „Goudo Morcho, du Olle! Ick bring die ano Wahmo und Kollo; Dä Wahmo (Kollo) schasst du behollo.“ (Guten Morgen du Alter! Ich bring Dir einen Warmen und Kalten; den Warmen (Kalten) sollst du behalten). Zum Schluss wurde der Name des dreieinigen Gottes angerufen. Half es nicht beim ersten Male, dann wurde das Anbinden wiederholt.

Nicht minder wunderbar suchte man den Kopfschmerzen beizukommen. Als Ursache für dieselben sah man, wenn man sich sonst keiner anderen bewusst war, das „Verrufen“ (Verrupo) an. Das war nämlich eine Kunst der Hexen, an die man wohl noch heute mehr glaubt, als man denken sollte. Dieses Verrufen sollte meist gebannt werden können durch datt Verrupewut (Verrufwasser). In ein Trinkgefäß voll Wasser wurden abwechselnd glühende Holzkohlstückchen und Stücken von recht harter Brotrinde geworfen; nach jedem Einwurf wurde das Zeichen

des Kreuzes gemacht und leise gesprochen: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes. Je mehr Kohlenstückchen zu Boden gesunken waren, (upp da Grund gänge, as grot Steene), desto stärker war das Verrufen und desto mehr von dieser seltsamen Medizin musste der Patient trinken. Auch hierbei wurde die Kur bei dem erstmaligen Fehlschlagen wiederholt bis die Kopfschmerzen vergingen. Vielleicht dürfte man hier den etwaigen Erfolg dem Wasser an sich zuschreiben und so würden diese Heilerfolge nur eine Bestätigung der Devise des Naturheilverfahrens sein: Wasser tuts freilich.

Der böswilligen Einwirkung der Hexen schrieb man die verschiedensten Krankheiten zu. Besonders waren es die Frauen, die sich so leicht behext fühlten, aber auch schon den Kindern widerfuhr das Unglück. Wenn man es noch nicht wusste, so sagte das die kluge Frau, bei der stets Rat geholt wurde. Das kommt ja auch noch heute in manchen Gegenden häufig vor, und staunenswert, ja vielleicht auch beachtenswert sind die Offenbarungen, die solche klugen Frauen gemacht haben, nicht minder die Heilerfolge, oft dort, wo die Kunst der Ärzte schon versagt hatte. Am meisten Aufsehen erregte es natürlich, wenn diese weise Frau gleich sagen konnte, unter welchen näheren Umständen der Kranke behext worden wäre. Das kann die wissen, denn ein Düwa secht a datt (denn ein Teufel sagt ihr das), ebenso wie ja auch die Kunst des Hexens eine ganz besondere Gabe des Teufels ist. Freilich glaubt man auch, sie vererbe sich oder könne absichtlich vererbt werden; das bezeugt das gangbare Sprichwort: „Mutte dan Hex, Dochte dan Hex“ (Mutter eine Hexe, Tochter eine Hexe).

Auf mancherlei Weise kann das Behexen geschehen; schon durch einen bösen Blick; aber auch ein recht freundlicher, wie „söüt Melk“ (süße Milch) kann oft dieselbe Wirkung haben; besonders ängstlich vermeidet man es, bei einer als Hexe verschrienen Frau irgend etwas zu genießen. Fürchtete man aber, sie durch Abschlagen des Gebotenen zu beleidigen und ihren Zorn zu erregen, so suchten sich alte Leute dadurch zu schützen, dass sie ganz heimlich vor dem Genuss des Dargereichten beteten: „Jap leiw Gott, Herr Jesu Christ! Düwa, fühе rute wöhеi du wëist.“ („Hilf lieber Gott, Herr Jesu Christ! Teufel, fahr' heraus! wohin du willst“). Davon wussten sie auch zu erzählen zur Bekräftigung: Ein Hexenmeister wollte einst einem guten Nachbar auch etwas antun. Da nötigte er ihn freundlich zu sich in die Stube und bot ihm hier einen Schnaps an. Der Nachbar wollte ihn nicht trinken, aber weil jener ganz böse tat, da er ihn verachtete, so nahm er ihn an, betete aber vorher das bewusste Sprüchlein. Kaum hatte er die letzten Worte gesagt,

da fiel der Boden des Glases klirrend auf die Diele, woher der andere Teil des Glases ganz unversehrt in seiner Hand war. Der Teufel, den er ihm eingeben wollte, hatte den Boden herausgedrückt um zu fliehen, da er den Namen des Herrn nicht hören kann. — Ähnlich kann man auch jede andere Gabe unschädlich machen, sagten die Alten.

Doch auch ohne solche handgreiflichen und essbaren Medien konnte man behext und eine Wohnung des Teufels werden. So soll einst eine kluge Frau von einem Besessenen gesagt haben, in ihn seien drei Teufel gefahren in Gestalt dreier Mücken, die er an einem Sommerabend zufällig verschluckt hätte. Das letztere stimmte auch nach dessen Aussage und nach einigem Nachdenken fand man dann auch heraus, dass sich seit jener Zeit die Krankheit bei ihm gezeigt habe. Diesen Teufel durch Beelzebub auszutreiben, war dann die Aufgabe solcher klugen Frauen und zwar durch Beten und segnen. Manchmal soll es nicht gelungen sein, weil ihr Geist nicht stark genug war, und weil sich der Kranke zu ungeduldig gebärdete, eben eine Folge des in ihm hausenden Teufels. Es ist dabei oft zu recht aufregenden Szenen gekommen, wenn der Teufel des Kranken stärker war, und alles Beten, Segnen und Beschwören ihn nicht vertreiben wollte, da nahm die Wunderfrau wohl schliesslich den Besen und trieb — alle hinaus.

Seltsam bleibt es immer, wie genau diese Frau die näheren Umstände beschreiben konnte, unter denen das Behexen und Antun vor sich gegangen ist: Da ist es geschehen auf einem grünen Rasen am Kreuzweg, wo das Kind gern spielte und wo die bewusste gefährliche Person täglich vorbeikam und stets recht freundlich gesprochen habe. Die Folge war, dass das arme Kind bald abmagerte, stets Kopfschmerzen hatte und dann zur Besserung, zur Hebung des bösen Blickes, „Klattero“ (Weichselzöpfe) tragen muss, nach dem Rate der klugen Frau; d. h. die Haare durften nicht gekämmt werden und so gab es „Klattero.“ — Ein andermal ist es wieder ein Mann gewesen, der auf offener Strasse einer Frau mit der Faust gedroht habe und es ihr so stark angetan habe, dass dieser Bann erst gehoben werden konnte, wenn die arme Frau siebenmal „Klatteren“ getragen hat. Meist wurde dieser seltsame Kopfputz ein ganzes Jahr getragen, dann in einer Neumondnacht abgeschnitten und vergraben. Merkwürdigerweise waren es stets die doch sonst eiteln Frauen, die sich bereitwilligst „Klattern“ wachsen liessen, wenn es die kluge Frau gesagt hatte. Sie fielen bei ihnen garnicht so auf, da die Haare ja meist mit einem kleinem Tuche bedeckt werden.

Ja, oft weiss die kluge Frau auch den Namen der Hexe oder des Hexenmeisters, sagt ihn aber in der Regel nicht,

sondern begnügt sich mit hinreichenden Andeutungen. Die alten Frauen wussten zu erzählen: Einmal habe eine solche weise Frau einem Manne, den sie gerade segnete, gesagt: da fährt derselbe vorbei, der es Ihnen angetan hat. Sogleich sei dieser durch das Fenster gesprungen, habe das Fensterkreuz herausgerissen und sei hinter dem hergelaufen, um sich augenblicklich an ihm zu rächen. Der aber habe, von seinem Teufel gewarnt, ohne sich umgesehen zu haben, plötzlich auf die Pferde losgeschlagen, so dass sein Verfolger ihn nicht einholen konnte. Doch soll das schon ziemlich lange hergewesen sein; man wusste auch nicht mehr recht, wer das erzählt habe, und so fing man stets an: Jangout vetjallt imme! (Jener gute erzählte immer).

Über die Heilerfolge solcher Frauen wurden und werden ja auch wohl noch heute Wunderdinge erzählt. Sie beruhen nicht bloß auf dem Segnen und Beten, sondern auch allerlei Tropfen, Salben und Kräuter finden Verwendung, die sie aus der Apotheke verschrieben. Wegleugnen lassen sie sich auch nicht so schlechthin. Interessant wäre es immer, zu erforschen, wieweit dabei z. B. Suggestion u. a. in Betracht kommen kann.

Aber nicht bloß den Menschen können die Hexen Böses antun, sondern auch dem lieben Vieh den Kühen, Schweinen und Pferden. Besonders gefährlich ist nach dem Glauben der Alten da die Wallpurgisnacht, oder wie sie im Plattdeutschen heisst, „Wollbocho“, wenn die Hexen auf den Besen nach dem „Blocksbaach“ (Blocksberg) reiten und dort mit dem Teufel ein wildes Bachanal abhalten. Um die Ställe in dieser Nacht vor solchem unliebsamen Besuch zu feien, wurden die Stallthüren mit einem grossen schwarzen Kreuz mittelst einer Holzkohle geziert, damit die Hexen ja nicht dem Vieh einen Schabernack spielen.

Ganz besonders haben die Kühe unter ihnen zu leiden. Sie können es nämlich fertig bringen, dass die Kühe ihrer lieben Nachbarn keine Milch geben, dafür geben dann die ihrigen: umso mehr.

Auch dafür wussten die alten Grossmütter manche Beleggeschichte. Die Hexen konnten sich, so berichteten sie mit bedredten Zungen, in Tiere verwandeln: Katzen, Hasen, Schweine, doch sei stets etwas, was ein solches Tier von den anderen dieser Art unterscheidet, meist habe es nur drei Beine. In dieser Gestalt schlichen sie sich meist in der Gespensterstunde, aber oft auch am hellen lichten Tage zu den Tieren und täten es ihnen an. Aber auch zu jeder andern Zeit machten sie die unheilbringende Visite beim lieben Vieh. So erzählte man sich: An einem Abend wollte eine Frau zum Melken gehen. Da hörte sie aus dem Kuhstall im geliebten Platt dies Verschen:

„Stripp, strapp, stroll,
Giff dä Mutte Pjoll voll.“

Nichts Gutes ahnend machte sie leise die Stalltür auf und griff nach der Gabel, da kam ihr auch schon der dreibeinige Hase entgegengelaufr und lachend rannte er vom Hofe. Die Gabel, die ihm von der erzürnten Frau nachgeworfen wurde, traf ihn leider nicht mehr.

Darin hatte jener Mann mehr Glück, der am hellen Mittage in seinem Kuhstall eine fremde Sau antraf. Er wusste gleich, wer das war, ergriff auch die Gabel, rannte der eilig fliehenden nach und stach sie tot. Bald nacher kam sein Nachbar zu ihm und sagte ihm, seine Frau sei plötzlich gestorben. Sie habe sich über Mittag nur aufs Bett gelegt und jetzt sei sie tot. Als man sie genauer untersuchte, hatte sie auf dem Rücken ein Loch. Der Nachbar hatte in der Sau also auch sie totgestochen. Das selbst schien vielen von den gläubigen Alten etwas zu stark, und man setzte deshalb stets hinzu: Datt iss a lang hä (Das ist schon lange her).

Doch nicht nur mit Hexen und Hexenmeistern schliesst der Teufel einen Bund, und verleiht ihnen diese Gabe, sondern auch mit anderen Staubgeborenen und unter anderen Bedingungen und zu anderen Zwecken. Verständlich ist es, dass er meist dazu kommt, seinen Freunden Geld zu bringen. Seltsamerweise glaubte man das von den meisten von jenen verstorbenen Leuten, meist Gutsbesitzern, die Freimaurer waren. Denen trägt er es in rabenfinsternen Nächten durch den Schornstein zu; er nimmt dann stets die Gestalt eines feurigen Drachen an und zieht so durch die Lüfte. In solchen Nächten soll er es auch lieben, sie abzuholen, wenn ihre Zeit um ist. Meist geschieht dabei etwas Wunderbares.

Aber auch in recht unscheinbarer Gestalt sucht er sich manchmal erst irgend wo einzuschmeicheln; dafür wusste man folgende, wirklich passierte Geschichte: Zu einer Bauersfrau kam an einem regnerischen Abende ein kleines schwarzes Hühnchen ängstlich schreiend. Sie liess es in die Stube; dort suchte es sich ein warmes Plätzchen auf dem Herd, denn es war ganz durchnässt. Am nächsten Morgen lag vor ihm auf dem Herde — ein Häufchen Roggen, der Frau fiel es auf; doch glaubte sie, es habe die Körner aus der Schüssel genommen, die sie mit Roggenkörnern auf die warme Platte gestellt hatte, um sie am nächsten Morgen zu rösten und unter die Kaffeebohnen zu mischen. Sie liess das Hühnchen hinaus, damit es dahin gehen sollte, wohin es gehörte; aber am Abend stellte es sich wieder ein, suchte wieder seinen Platz auf und am nächsten Morgen lag ein noch grösseres Roggenhäufchen vor ihm. Jetzt wusste die Frau,

dass dies der Teufel sei, der sich bei ihr auf diese Weise einschmeicheln wollte. Sie zeigte aber wenig Neigung, einen Pakt mit ihm zu schliessen, nahm das Küchlein, trug es von dem Hofe auf die Strasse und sagte: Ich will mit dir nichts zu tun haben. Sie machte noch das Zeichen des Kreuzes hinter ihm. Da lief das Hühnchen schnell in ein Getreidefeld, aus dem dann ein teuflisches Lachen ertönte.

Und so wusste man sich noch manches von dem Teufel zu erzählen, wie er sich Mühe gibt, eine Seele zu gewinnen. Da erscheint er ganz so, wie ihn Goethe im Faust zeichnet, als edler Junker mit dem Pferdefuss, tanzt mit einer Dorfschönen, die als leidenschaftliche Tänzerin erklärt hat, sie müsse tanzen und sei es auch mit dem Bösen und fliegt dann mit ihr durchs Fenster davon. Wenn ein heftiger Sturm tobte, dann sagten die Alten, es wird sich wohl einer aufgehängt haben; nun schickt der Teufel den Sturm, damit er nicht mehr loskommen soll; der weht solange bis die arme Seele in der Hölle ist.

Doch nun noch einiges über anderen harmloseren alten Glauben aus dieser Gegend! Bleiben wir bei den Toten. Wenn jemand bald sterben wird, dann meldet er sich bei Verwandten und Bekannten an durch ein seltsames unerklärliches Geräusch. Sobald einer gestorben war, wurde die Uhr angehalten. Wenn der Sarg hinaus getragen worden war, drehte man gleich die Stühle um, auf denen er gestanden, damit der Tote nicht wieder komme. Von dem Grabe etwas abgepflückt ist nicht gut, denn dann wird man bei Nacht durch den Toten beunruhigt.

Selbstverständlich wollten die Alten auch gern die Zeit wissen, wann sie sterben würden. In der Neujahrsnacht, wenn man aufwacht, schlug man im Gesangbuch aufs Geratewohl ein Lied auf. Aus dem Inhalte glaubt man dann erkennen zu können, ob man das Jahr noch durchleben wird, und was sonst das Jahr bringen würde. Bei der Trauung schauten Braut und Bräutigam nach dem brennenden Lichte auf dem Altar. Wenn sie gleichmässig abbrannten, so wussten sie, dass sie kurz hintereinander sterben würden. Auf wessen Seite das Licht früher verbrenne, der stirbt früher.

Den ersten Geburtstag des Kindes hielt man für besonders geeignet, sein Schicksal und seine Neigungen zu erkunden. Man setzte es zu dem Zwecke auf den Tisch und legte allerlei herum: ein Häufchen Sand, einen Taler, einen Spiegel, ein Stück Brot, ein Buch u. a. m. Aus dem, wonach es zuerst griff, zog man dann Schlüsse für seine Zukunft. Griff es z. B. nach dem Buch, meist Bibel oder Gesangbuch, dann wird es gut lernen; wühlten die kleinen Händchen im Sandhäufchen, so ist das ein Zeichen, dass es nicht alt werden wird.

Doch auch die nächste Zukunft wusste man durch allerlei Zeichen zu erforschen, was sie bringen würde. Hörte die aufräumende Hausfrau am Sonnabend vor der Tür eine Elster, Heiste genannt, schreien, dann wusste sie, dass der Sonntag ihr einen lieben Gast bringen würde. Verirrte sich einmal eine Schwalbe auf ihrer Jagd nach Mücken durch das Fenster ins Zimmer, so war man gefasst auf einen Brief. Doch kam beides meist selten vor, weil man es nicht liebt, die Fenster zu öffnen und weil man nicht schreibselige Freunde und Verwandte draussen hatte.

Ein eigenartiges Jucken in der Hand brachte den Alten die wunder süsse Mär, dass sie bald Geld bekommen würden; dagegen warnte eine unerklärliche gelbe Färbung des Fingers, denn dann stand dem Betreffenden grosser Ärger bevor. Ein hartnäckiges Aufstossen, bezeichnend „Schluckupp“ genannt, meldete, dass jemand in der Ferne an den so Geplagten liebend dachte, und nun galt es, zu erraten, wer es sei, um endlich Ruhe zu haben vor diesem lästigen Gebreite. — Das Schmerzen des Hühnerauges, meist „Heisteoch“ (Elsterauge) genannt, verkündete Veränderung der Witterung. Auch die Träume, diese „Wunderblicke in die verschleierte Zukunft,“ lassen das Wetter voraus erkennen. Wenn man von einem Toten träumt, so zeigt das Regenwetter an. Wenn der Hofhund in hellen Nächten den Mond anbellt, oder heult, weil er vielleicht „Lieb im Leibe“ hat, und dabei die Schnauze zur Erde kehrt, dann verkündigt er, dass in dem Gehöfte bald jemand sterben wird. Sieht er aber nach oben, dann kann man sicher sein, dass es in nächster Zeit irgendwo im Dorfe brennen wird. Die alten Leute wissen zu erzählen, dass es früher Menschen gegeben hat, die eine Feuersbrunst durch das „Besprechen“ löschen konnten. Die mussten sich aber in das Wasser retten, weil ihnen das Feuer nachfolgt. So erzählt man es sich von einer grossen Feuersbrunst in Rogasen, in alter Zeit, wo der „Besprecher“ schnell in den See geritten sei.

Wenn die Alten die Kinder auf der Dorfstrasse beim Spielen traurig eigene Weisen singen hörten, dann sagten sie: „Dei singo eeno wäh“ (die singen einen zu Grabe, d. h. es wird bald jemand im Dorfe sterben).

So lebt wohl noch manch „alter Glaube“ in der plattdeutschen Bevölkerung unserer Provinz; manches von dem hier Aufgeführten ist freilich schon von den Jungen vergessen oder wird als dummer Aberglaube verlacht. Manches gehört der Vergangenheit an, ist „historisch“ geworden und darum dürfte es ein Plätzchen in unsern „Historischen Blättern“ finden.

Literarische Mitteilungen.

- a) Roeren, H. Zur Polenfrage. Hamm i. W. 1902. 80. 63 S.
 b) Eine Beurteilung dieser Schrift im Aprilheft der Biblioteka Warszawska von A. R. 1903, Seite 181—185.
 c) Zur polnischen Frage. Von einem Westpreussen (Deutschland; Monatschrift für die gesamte Kultur; herausg. v. Graf v. Hoensbroech, Berlin 1903. No. 5, S. 570—593, No. 6, S. 709—732.)

Die preussische Verwaltung hat nach des Verfassers Ansicht in den östlichen Provinzen dadurch, dass sie der polnisch sprechenden Bevölkerung eine staatsrechtliche Gleichstellung mit den Angehörigen deutscher Nationalität vorenthält, einen heftigen und gefährlichen Kampf nationaler und konfessioneller Gegensätze hervorgerufen. Vor allem haben hierzu die Versuche geführt, im katholischen Religions-Unterricht der Volksschule die polnische Sprache zu beseitigen und an ihre Stelle die deutsche zu setzen. Roeren hält dies vom pädagogischen, religiösen und politischen Standpunkt aus für verkehrt und weist die Folgen dieser Massregeln an der Wreschner Angelegenheit nach.

Als ein zweites Symptom der verderblichen Polenpolitik wird der Gymnasiasten-Prozess herangezogen, der vor 2 Jahren in Thorn zum Austrag gelangt ist. So überflüssig nach der Meinung des Verfassers die Einleitung dieses Verfahrens war, so verhängnisvoll denkt er sich die Folgen, die er in der Form des folgenden Dilemma zum Ausdruck bringt. Vielleicht finden wir im J. 1910 oder 1915 eine Reihe der verurteilten jungen Leute als Führer der polnischen Nationalbewegung wieder. „Da seht ihr, wie recht man hatte, sie 1901 als Staatsfeinde zu behandeln“ werden dann die Hakatisten sagen. „Da seht ihr, wie unrecht man hatte, die jungen Leute 1901 so zu behandeln, dass sie Staatsfeinde werden mussten“ werden andere Leute meinen.

Während die erwähnten Massregeln direkt auf das Zurückdrängen der polnischen Sprache gerichtet sind, soll durch das Ansiedelungsgesetz, das seit 1886 fast eine halbe Milliarde der Ansiedelungs-Kommission zur Verfügung gestellt hat, das Polentum auf wirtschaftlichem Gebiet niedergehalten werden. Abgesehen davon, dass nach Roeren ein solches Vorgehen als eine Härte angesehen werden muss, die mit § 4 der Verfassung und mit dem Gesetz vom 1. XI. 1867 über die Freizügigkeit in gradem Widerspruch steht, hat es das Gegenteil dessen, was beabsichtigt worden ist, gezeitigt. Entfernt davon das Polentum zurückzudrängen, hat die Ausführung des Gesetzes nur zur Stärkung der Energie und zu einem festen Zusammenschluss der Polen auf wirtschaftlichem Gebiet, zur Bildung verschiedener Banken, landwirtschaftlicher und anderer Vereine geführt und zur

schnellen Hebung des polnischen Mittelstandes beigetragen; und dieser wird den deutschen Mittelstand in kurzem beseitigen. Im übrigen handelt es sich für den Verfasser hierbei weniger um die Besiedlung der zweisprachigen Landesgebiete, als um ihre Protestantisierung.

Endlich werden noch verschiedene Erscheinungen auf diesem Gebiete aufgezählt, die zwar von untergeordneter Bedeutung sind, aber keineswegs zur Hebung des Deutschtums, sondern zur Förderung des Strebentums und auf der andern Seite zur Kränkung der polnischen Bevölkerung beitragen. Dazu zählt Roeren die an Lehrer gewährten Remunerationen für erfolgreiche Betreibung der deutschen Sprache im Unterricht, die Auflösung polnischer Versammlungen, die sich trotz der am 26. September 1876 getroffenen Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts immer von neuem wiederholt, die erschwerte Beförderung von Briefen und Postsendungen, den Kampf gegen die polnischen Namen auf Firmenschildern, das Verbot der Erteilung polnischen Sprachunterrichts und ähnliches.

Alle diese Mittel, so fährt Roeren fort, haben die Polen nur ärgern, reizen und dem deutschen Wesen entfremden können. Doch noch mehr; sie haben besonders mit Rücksicht auf das Gebahren der Hakatisten eine Annäherung der slavischen Stämme unter einander zuwege gebracht, die in ihren Folgen verhängnisvoll werden kann. Diese Verwickelungen und Schwierigkeiten entstammen der grundfalschen Ansicht, dass beim Vorgehen gegen die geistigen und wirtschaftlichen Bestrebungen der polnischen Bevölkerung auch Mittel als erlaubt gelten, die sich mit den Grundsätzen staatsbürgerlicher Parität nicht vereinigen lassen.

Im Schlusskapitel kommt der Verfasser noch einmal auf die Behauptung zurück, dass es sich in diesem Kampfe dem Namen nach um die Germanisierung, in der Wirklichkeit aber um die Protestantisierung der Ostprovinzen handle und sucht seine Behauptung durch zahlreiche Beispiele zu erweisen. —

Es ist erklärlich, dass die Schrift des Abgeordneten von Roeren bei den Polen selbst Beifall gefunden hat. Sie ist im Aprilheft 1903 der Biblioteka Warszawska S. 181—185 besprochen worden. Der Verfasser, der sich mit A. R. unterzeichnet, begnügt sich im Allgemeinen den Inhalt der deutschen Broschüre in kurzen Worten zusammen zu fassen. Nur am Schluss gibt er seiner eignen Meinung dahin Ausdruck, dass Roeren in überzeugender Weise nachgewiesen hat, mit welchen Schwierigkeiten die polnische Bevölkerung in Preussen kämpfen muss, und wie sie auf dem Boden des Rechts beharrend ihren Glauben, ihre Sprache und ihr Heim zu verteidigen bestrebt ist. Ein solches Anerkenntnis aus deutschem Munde muss bei den

Polen die Hoffnung auf den Sieg der guten Sache aufrecht erhalten. —

Von einem entgegengesetzten Standpunkt beleuchtet der Verfasser des Artikels in der Monatschrift Deutschland die polnische Frage. In der Einleitung zeigt er, dass die Wohltaten, welche den Polen seit ihrer Zugehörigkeit zu Preussen durch mannigfache Einrichtungen zuteil geworden sind, lange Zeit das eigentliche Volk zur dankbaren Anerkennung verpflichtet und bis zum J. 1848 darin erhalten haben. Dieses Gefühl zu unterdrücken ist die eifrigste Tätigkeit der polnischen Geistlichkeit, die hierbei eine Unterstützung in dem Glaubenseifer der polnisch sprechenden Katholiken findet. Ihnen sucht sie zum Bewusstsein zu bringen, dass katholisch und polnisch unzertrennlich; ja eins, dass die polnische Sprache die heilige Sprache sei, und dass alle, die deutsch sprechen, also auch die evangelischen, Feinde der Polen, mithin Feinde der Kirche seien. Die Folge einer so aufreizenden Arbeit war die Polonisierung ganzer ursprünglich deutscher Gemeinden vor den Toren der Stadt, vor den Augen der Regierung. Die Geistlichkeit aber sorgt dafür, dass ihre Bemühungen durch die gesamte polnische Bevölkerung selbst in den verschiedenartigen Vereinen gefördert werden, an deren Spitze ja gewöhnlich die Geistlichen stehen. Als ein weiterer gefährlicher Faktor für Zwecke der Polonisierung wird der Marcinkowski'sche Verein erwähnt, der seine Truppen, die mit Vereinsmitteln ausgestatteten und ausgebildeten Handwerker, Ärzte, Advokaten überall dorthin entsendet, wo das deutsche Element zurückgedrängt werden soll, in und ausser der Provinz. Das grösste Bedenken aber muss es erregen, dass die Polen preussischen Anteils eine gewisse Neigung zu Russland zu bekunden beginnen; nicht als ob sie in Russland aufzugehen beabsichtigten, sondern um einen Konflikt zwischen diesem Reich und Deutschland zu fördern und dann, wenn dieses Werk gelungen ist, dass vereinsamte Russland zu einer Neubildung eines polnischen Staates zu zwingen.

Zu den hiergegen zu ergreifenden Abwehrmitteln zählt der ungenannte Verfasser zunächst die Ansiedlung deutscher Bauern, aber eine Ansiedelung, die nachdrücklicher vor sich gehen muss, als sie bisher durch die Kommission ausgeübt worden. In den Städten ist die Kräftigung des Deutschtums durch die Förderung idealer Einrichtungen zu erreichen. Aber auch unter den Beamten, die hier wirken sollen, muss die sorgfältigste Auswahl getroffen werden. Freilich ist es dann nötig Vorkehrungen dafür zu treffen, dass in den Städten des Ostens deutsche Familien in Folge zu grossen Steuerdrucks nicht zur Abwanderung gezwungen werden. Ein anderes Mittel, die polnische Gefahr zu beschwören ist dem Verfasser die bedingungslose Einführung

der Konfessionsschule. Die Nachteile, welche die paritätische Schule dem Deutschtum bringen soll, sind durch nicht glücklich gewählte Beispiele aus Westpreussen erläutert. Sodann müssen den Katholiken deutscher Sprache die kirchlichen Amtshandlungen in dieser Sprache gesichert werden: nur so kann den Polen das Gefühl des Gegensatzes zwischen katholisch und deutsch genommen und ihr Widerstreben gegen die Zugehörigkeit zum deutschen Reich beseitigt werden. Neben diesen grösseren Mitteln ist aber auch die Anwendung der kleineren nicht ausser Acht zu lassen. Hierher gehört das Verbot der polnischen Sprache in den Versammlungen, die bessere Besoldung der Lehrer, die Beseitigung der Überfüllung in den Schulen und die Belehrung der Kinder über die unhaltbaren Zustände im alten polnischen Reiche.

A. Skladny.

Hein K., Die Sakramentslehre des Johannes a Lasco. Berlin, Schwetzke und Sohn 1904. 188 S. Preis 5 Mark.

Seinen alten Ruhm, neben der Vorbereitung für das praktische Amt die Studien zu pflegen und eine ausgezeichnete Bildungsstätte wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens zu sein, hat das Wittenberger Predigerseminar auch in den letzten Jahren gewahrt. Die vorliegende Arbeit eines jungen Theologen entstanden in den Wittenberger Mussestunden ist hierfür ein schöner Beweis. Die Verehrung, welche Laski unter den reformierten Gemeinden Westdeutschlands infolge seines nachhaltigen Einflusses auf ihre Kirchenordnung und -verfassung genießt (ist doch bis zum 1. April 1888 noch sein Katechismus in Embden gebraucht worden) hat den Verfasser gelockt, sich näher mit dem berühmten Polen zu beschäftigen und seine Sakramentslehre, um welche sich Laskis ganze wissenschaftliche Arbeit konzentriert, in ihrer Eigenart zu untersuchen und darzustellen. Die Abhandlung gliedert sich in vier Abschnitte, die theologischen Anfänge Laskis in den Jahren 1543—44, seine theologische Entwicklung unter dem Einflusse des Verkehrs mit Butzer und Calvin in den Jahren 1544—46, seine Sakramentslehre in den Jahren 1550—54, das Einmünden der Laskischen Abendmahlslehre in die Calvinische. Der Verfasser zeigt in eingehender, allseitig gut orientierter Darstellung, wie Laski am Anfang seiner theologischen Entwicklung von humanistischen Gedanken geleitet war und deshalb unter den Reformatoren zuerst Zwingli am nächsten stand, aber auch schon in dieser Zeit, in den Jahren 1543—1544, unter dem Einflusse Butzers und Calvins seine Anschauungen in einigen Punkten über die spezifisch humanistischen Ideen hinausgeführt und religiös vertieft hat. In den folgenden Jahren schreitet diese Entwicklung fort, weiter und reicher lässt sich unser Pole von dem Genfer Reformator befruchten, schrittweise giebt er seine anfängliche Position auf, die humanistischen und zwinglischen Gedanken

treten zurück, verschwinden zuletzt ganz. Hatte Laski zu Anfang der fünfziger Jahre sich nur noch gegen die Calvinische Abendmahlsmystik gesträubt und das Mysterium des Herrenmahles in der Übermittlung der durch Christus erworbenen Heilsgüter erblickt, so giebt er schliesslich auch diese Ansicht auf und bekennt anlässlich der Stuttgarter Verhandlungen, dass Christus selbst, nicht nur die durch ihn erworbene Gnade das Heilsgut des Abendmahls sei. Die Ausführungen stützen sich auf die bekannten, von Kuyper herausgegebenen Schriften Laskis, neue Quellen, ich denke besonders an das für die polnische Reformationsgeschichte wichtige, jetzt leider verschollene längere Pinczower Bekenntnis vom Jahre 1559, gleichsam Laskis literarisches Vermächtnis, das für den Abschluss seiner theologischen Entwicklung von hoher Bedeutung wäre, hat der Verfasser leider nicht erschliessen können.

In vielen Punkten bekämpft und berichtigt H. die Ausführungen Kruskas (Johannes a Lasco und der Sakramentsstreit. Leipzig 1901), aber eine direkte Auseinandersetzung mit ihm und der von ihm gegebenen Charakteristik unseres Polen, die allerdings auch ausserhalb des Rahmens der rein dogmengeschichtlichen Arbeit liegt, erhalten wir nicht. Nach wie vor schwankt Laskis Charakterbild in der Geschichte, auf der einen Seite das glänzende Bild, das Dalton und der Franzose Pascal; in ihren Biographien gezeichnet haben, auf der anderen Seite die so gauz andere Wertung durch Kruska und Kawerau in seiner Kirchengeschichte. Gewiss haben die beiden ersten in Laski einseitig eine Lichtgestalt gesehen, aber zweifellos sind auch die beiden letzten unserem Polen nicht gerecht geworden. Von hohem Werte ist hier die Erkenntnis, die wir H. verdanken und die einen Ausgleich des Urteils anbahnen wird, dass Laski sich fortgehend theologisch entwickelt und religiös vertieft hat; sie zeigt einmal, dass unser Pole gegen fremde Ansichten sich nicht schroff und eigensinnig verschloss, zum anderen, weshalb er meinte hoffen zu können, eine Verständigung zu erzielen und die verschiedenen Parteien zu einigen. Sein Unionseifer hat freilich mehr geschadet, als genützt, aber unlauterer Herrschsucht ist er nicht entsprungen.

Th. Wotschke.

**Historische Abteilung der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft
Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.**

Dienstag, den 11. Oktober 1904, Abends 8½ Uhr, im Restaurant „Wilhelma“, Wilhelmstr. 7

Monatssitzung.

Tagesordnung: Herr Dr. Haupt, Direktorialassistent am Kaiser Friedrich-Museum: Wie das Kaiser Friedrich-Museum zu Posen entstanden ist.